

Arne Rautenberg

Fegefeuerprobe aufs Exempel

Es dauerte ein gutes Dutzend Jahre, bis mir mein schwelender Wunsch, mich passabel konterfeien zu lassen, Feuer fing. Meine Vorstellungen waren von vornherein sehr präzise. Ich dachte daran, mich für ein Bild von mir zu öffnen. Lehnte deshalb für das Vorhaben jeden groben Pinselduktus ab, hinter dem der Maler sich hätte verstecken können; da kann ich mir gleich eine Maske aufsetzen, dachte ich. Nein, ich wollte einen Feinfein-Maler, der mich sachlich zu fassen verstand und der zudem mindestens so gut wie Christian Schad Haut malen konnte. Im Jahr 1999 lief ich diesem Maler in Person von René Schoemakers über den Weg. Wir wechselten künstlerische Hochachtung und wohl auf dieser Wechselwirkung beruhte die einmalige Ausnahme des Malers, meinem Begehren nach einem erhöhenden Abbild von seiner Hand nachzukommen. Kurz: da ich im Jahr 2000 heiratete, mit meiner Frau also einigermaßen Geld freisetzte, waren die Rahmenbedingungen für ein Doppelportrait erfreulich. Ein Hochzeitsdiptychon. Wie Jan van Eyck die Arnolfini-Hochzeit in Szene gesetzt hatte, war bekannt; nur, wie könnte so ein Hochzeits-Doppelportrait heute, gut ein halbes Jahrtausend später aussehen? Eine Herausforderung. Also tauschten wir Emailadressen und über den gesamten Malprozeß hinweg beinahe dreihundert Emails. Die den Emails anhängenden Zwischenstände der Bilder führten zu Kommentaren, die ihrerseits wieder Kommentare hervorriefen; die Gliederkette dieser Darlegungen bildet eine Quelle der Unmittelbarkeit, aus der ich gleich schöpfen werde, um meiner These die nötige Transparenz zu verleihen: daß es nämlich gar nicht die fertigen Bilder waren, die den Kern des Portraitwunsches ausmachten, sondern die unvorhergesehenen Selbstein-sichten während des Malprozesses. Die fertigen Bilder, so gelungen sie sind, sie bedeuten für mich mehr den Versuch der eigenen, als den der Fremderfassung. Sie strahlen auf den Weg zurück, den ich ein Stück weit ging, um zu mir zu kommen.

Dreifach getoppte Optik

Noch vor dem Malen galt es, sich über das Arrangement der zukünftigen Bilder zu einigen. Nein, kein farbiges Licht, keine stereometrischen Körper, keine rosa Knetfiguren. Dafür eher eine neusachlich-klassische Strenge, vielleicht sogar eine gewisse Sprödigkeit, farbliche Zurücknahme, Freikörperlichkeit, also Drosselgruben, beide Bilder scheidungskompartibel in leicht überlängtem Hochformat separiert und in jedem Fall: pro frontal, contra Profil. Ich wollte uns weniger sehen lassen, denn selber sehen. Am besten so, wie man sich konzentriert im Spiegel zu sehen glaubt. Also wurden passable Photos angefertigt, auf denen meine Frau und ich mit einem fassenden Ausdruck ins Objektiv äugen. Der Maler bescheinigte mir ein herrlich speckiges Glanzlicht auf der Denkerstirn, was mich freute. Ich schrieb: Ist ja auch sehr zweischneidig, denn fragt man sich mal ehrlich: warum will man das eigentlich? - dann muß man antworten: um sich (für sich und Dritte) zu veredelt einzufrieren, um ein Stück Eitelkeit einzufrieren, schlechtestenfalls. Bestenfalls: weil man das Gefühl hat, der Portraitierer hat eben jenen Blick auf Welt und Dinge, in dessen Licht einem selbst und anderen weitere aufgehen. Und dieses Gefühl hatte ich. Mir gefiel auch, daß in den zu fertigenden Bildern die Bedingung ihrer photographischen Vorlage malerisch mitreflektiert wurde. Ich schrieb: Wären die Bilder nicht dann gelungen, wenn man sich vorstellen könnte, daß sie in einer Schoemakers-Ausstellung nicht als Schwachstelle rausstechen, daß Wildfremde sich gar vorstellen könnten, sie zu kaufen und hinzuhängen, so ganz jenseits der bezahlten Selbstbeweihräucherung? Und natürlich freute ich mich auch über

die erhebende Versuchsanordnung. Wie der Maler uns gottgleich noch einmal nachzumodellieren gedachte. Und wir uns bei der Fleischwerdung unserer selbst auch noch zuschauen durften, dabei ein erhöhtes, doppeltes Seinsbewußtsein empfangen. Zudem barg das gesamte Unterfangen noch die dreifach getoppte Optik: Die erste ist man selbst. Die zweite das eigene photographische Abbild. Und die dritte die noch oben draufgesetzte Malereiumdrehung.

Im Schlachtfeld meines Gesichts

Nach den Untermalungen empfangen unsere Abbilder die nächste Schicht, uns wurde nämlich die Haut übers Gesicht gezogen. Mit paradoxen Auswirkungen. Ich schrieb: verrückt, wie sich die kalte Haut übers Gesicht spannt, das Feine daran ist das Feine darin. Mit dieser Beschichtung werden die Gesichter wie in Stein gehauen; etwas Lebendiges wird ihnen genommen und zugleich etwas Klassisches beigemischt. Wow - jubelte ich nach erfolgtem Hautüberzug - und plötzlich sitzt die Maske auf dem Gesicht! Und stelle weitere Paradoxien fest: Wirke prägnanter, geglätteter, also schierer, jünger UND dabei älter zugleich. Ich schrieb: Brauen und Haare fehlen noch und das ist gut, denn sie werden uns menschlich machen. Gestern Abend etwas konsterniert ob der dominanten Stirnfalte, die mein Denkkern in zwei Hälften teilt: Yin und Yang. Nee, dachte ich da. Heute sehe ich die Sache schon etwas entspannter. Eventuell ist auch mein rechtes Auge (vom Betrachter aus) vermehrt nachzuzirkeln. Ich schrieb: Witzigerweise ist die Schärfenwirkung auch frappierender als bei einem Photo. Das macht vielleicht die Tube im Kopf. Jedenfalls: verbreiten die Bilder eine Aura des Ganz-genau-Kennens. Das ist ihr Kapital; der Betrachter muß sich über sein Erstaunen hinaus erst noch die Spuren erwerben. Ich fragte mich: Habe ich wirklich so eine schiefe Nase? Und beantwortete mir die Frage sogleich damit, daß ich im Laufe der Jahre gelernt habe, mich schönzugucken. Überhaupt, wie eine antauende Moränenlandschaft kommt mir das Gesicht vor. Ob man es will oder nicht, man gerät an und in ein ominöses Gegenüber, welches vielleicht mehr als man selbst sein will, weil SO hat sich noch niemand an meinem Gesicht abgearbeitet, nicht einmal ich selbst habe mich derart planquadratisch farb-militärisch erobert. Und plötzlich schaut man in sein Konterfei hinein und ein ganz anderes Ich schaut zurück: in angebleichter Schockpräsenz. Ja, das gefiel mir. Einige Zeit später schrieb ich: Bamm! - nun weiß man, warum die Bilder gemalt werden mußten: Wegen der Haare, ja, vor allem wegen der Schatten der Haare. Derlei habe ich bisher so noch nicht gesehen. Es ist großartig - gibt es einen profaneren und zugleich poetischeren Heiligenschein? Blitz-und Einhaarpinselzauber. Plötzlich stimmen die Proportionen und es fügt sich, was Gesicht sein will, dem feinen Duktus des Schöpfers. Gibt es etwas Schöneres als die reflexhaften Vermeertupfer auf den Lippen meiner Frau? Ich schrieb: Hey - das Wiedersehen, mein Konterfei und ich: endlich ein bißchen Glanz in den mir beim Spiegelblick oft so trüb erscheinenden Augen, also da hat der Blitz ja nun etwas Erhellendes noch neben den Reflex zu setzen gehabt. Verwunderlich, wie schnell die Aufnahmen bei der Hand waren, nach dem Motto „ist schon ok so...“ - und wie zäh und aufwendig sich die Übertragung der Interpretation auf Leinwand gestaltet. Ein regelrechtes Ausfechten zwischen den Eckpfeilern Wiedererkennung und your way to schwing the Pinsel. Freue mich auf die nächsten Erweiterungen meiner Selbsterschaffung von fremder Hand. Die Bartstoppeln sind sicher nicht ohne gewesen.

Der Tod malt mit

Ich schrieb: Gestern noch hart an den Bildern geknackt. Der Tod hat sie mitgemalt, das ist mein Eindruck.

Bei meiner Frau, wie ich finde, stärker als bei mir. Vielleicht ist der zweite Bleichring der Wangen, den du Vorvorgestern noch verstärkt hattest, zu stark ausgefallen. Habe das Gefühl, daß dessen Gesichtsdominanz kurz davor ist, das ganze Gesicht zum Einsturz zu bringen. Denen, denen ich die Bilder mal weitergeleitet habe, ist die Kinnlade runtergefallen: Von Gänsehaut bis „Arne, Tote schauen mich an, und das, wo ich grade Milchreis esse.“ Haha. Also alles sehr in Ordnung. Du sagtest es: Das ist eben der Unterschied zur Photographie und du bist du und so wie du uns erschaffst, so sind wir dann in deinem Sinne, klar; anders, aber daran arbeiten wir uns als Betrachter unserer selbst an der Zimmerwand dann ab, ist ja unser Sinn der Sache. Das wirk- = heilsamste Memento mori sieht man am besten immer in sich selbst. Und in den Augen stecken die Funken des Blitzes, sie leben, sind die Bildmittelpunkte, von denen alles weitere ausgeht und abschwächt und abbleicht... Eigentlich eine schöne Metapher für das, was uns wirklich ausmacht. Meine Frau als Photographin ist Augenmensch und auch ich bilde mir aufs gute Gucken so einiges ein; letztlich mein Kapital, der Funke, der immer überspringen muß, damit es in anderen Sphären weitergehen kann. Das alles einmal im Nichts endet, jeder Widerglaube eine herrliche Illusion ist (die das Leben ein Stück weit lebenswerter macht, sicher), das steckt in diesen Portraits. Uns wurde beim Nachgrübeln über sie klar, daß es trotz des unausweichlichen Dramas, das in allem, eben auch in unseren Abbildern steckt, eben DIE Chance der Kunst sein kann, darf, soll, sich für einen Augenblick über die irdische Erniedrigung zu erhöhen. Und dafür braucht es eine zweite Ebene, Zusatzinformationen, die einen wieder lächeln lassen, kurz: wir brauchen Attribute in den Freiflächen über unseren Köpfen.

Nur das Nichts als Metapher

Also waren wir gekonterfeit. Und wir dachten über die Freiflächen über unseren Köpfen nach, mit welchem Attribut sie hätten angereichert werden können. Vielleicht Schlangen? Vielleicht ganz besondere, kunsthistorisch relevante Schlangen, etwa die Dürer-Schlange aus dem Adam-und-Eva-Meisterstich? Oder das Marmor würgende Knäuel der Laokoongruppe? Diese Schlangen vielleicht von den Figuren separieren und heiligenscheinartig ins Bild einschweben lassen? Nein. Wir konnten uns nicht entscheiden. So entschieden wir uns für das Nichts als Metapher. Die Abbilder waren letztlich gleichnishaft genug, denn wir würden während wir sie betrachten, über sie hinwegaltern, möge jetzt nochsoviel Schwanengesang in ihnen stecken. Schließlich sahen wir die Bilder erstmals im Original. Erstaunlich. Wie sinnlich sie auf einmal wirkten. Wie dezent. Vernebelt. Und greifbarer als jede virtuelle Version. Die Schönheit meiner Frau auf dem Bild paarte sich mit dem Gefühl sie nicht nur auf dem Bild, sondern auch ganz real neben mir zu wissen. Dieses Gefühl verstärkte sich wieder in die umgekehrte Richtung, als die Bilder uns kurze Zeit später noch einmal auf dem Bildschirm entgegenflimmerten. Ich schrieb: Meine Frau macht mir etwas Angst. Besser gesagt, ich mache mir etwas Angst, wenn ich ihr Bild ansehe. Nach Zurhandnahme unserer Photovorlagen und dauerndem Abgleich meinte ich ihre ernste Offenheit auf dem Photo gut und gern im gemalten Bild Richtung Gevatter Hein verschwinden zu sehen. Und ich dachte daran, was ich wohl denke, wenn ich mir das den ganzen Tag ansehe. Ist ja immerhin ein HOCHzeitsdiptychon. Ich weiß, die verfluchte Krux der Schichtarbeiten, kannst du ihr nicht noch ein wenig mehr Leben einhauchen und das Gesicht entknöchern? Oder weiß ich nur nicht mehr die Originale vor meinen Augen und die Sache dramatisiert sich im Digitalen? So war es, wie ich beruhigt beim erneuten Inaugenscheinnehmen der Originale feststellte. Ich schrieb: Bin mit meinem Abbild äußerst zufrieden; vielleicht steht meinem Gesicht die Zuspitzung ins Kühle besser. Wie kommt es?

Liegt es daran, daß ich es gewohnt bin, meine Frau im warmen Licht gegenseitiger Zuneigung zu betrachten? Mit mir selbst gehe ich da realistischer um. Möglich auch, daß ich Dir durchdringbarer geriet; nicht zuletzt wegen der emotionalen Nähe, die wir während des Malzeitraumes aufbauen konnten.